

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 23 (1933)
Heft: 23

Artikel: Jazzband in Obstalden [Fortsetzung]
Autor: Ilg, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-642571>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 23 - 1933 *

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

* 23. Jahrgang

Menschengüte. Von E. Chappuis.

Als wäre meine Seele eine Schale,
Fängt sie der Güte Tropfen in sich auf
Und läßt sie selig leuchten, läßt sie funkeln
Den Perlen gleich in herrlichem Geschmeide.

Der Menschen Güte, die so spärlich fließt,
Stammt wohl vom Himmel, der sich aufwärts weitet,
Und wem sie wird, empfindet wundersam,
Was aus der Ewigkeit herniederfloss.

Jazzband in Obstalden. Ein Kleinstadtroman von Paul Ilg.

15

Zehntes Kapitel.

Wenn Frau von Beust noch eines Beweises für Mies' Gefundung von der unheilvollen Leidenschaft bedurft hätte, so mußte sie ihn handgreiflich in der schaffensfrohen Abgeschiedenheit sehen, die das Mädchen seit der Rückkehr von der See an den Tag legte. Wie schien wirklich nur noch Interesse für ihre Examenarbeit zu haben und verzichtete sogar darauf, ihre neugierigen Freundinnen zu besuchen, was die Mutter im Hinblick auf die entstandenen Gerüchte fast bedauerte. Der Generalin erster Gang zur Stadt hatte deutlich erwiesen, daß man die Krise auf Schloß Windegg weit mehr über- als unterschätze. Pfarrers-, Bürgermeisters-, Geheimratsgattin — wer ihr nur begegnete — fragte alsbald in geradezu herumdrehendteilnahmenvoller Weise: „Wie geht es denn unserer lieben Mie? Ist ihr die Reise wohl bekommen?“

Was klang da nicht alles mit an Schadenfreude und hämischen Vermutungen! Da war ihr denn die derbe Art des gefürchteten Enfant terrible, der lahmen Professorin Ringwald, doch lieber, die ganz ohne Umstände herausplakete: „Hast du inzwischen deinem Töchterlein den Kopf ordentlich zurechtgesetzt? Steht weiter nichts zu befürchten. Na, da kannst du ja noch von Glück sagen. Struppchen hingegen, was? Die haben sie ja eßig böse drangekriegt! Aus der Schule geworfen. Sie soll sich vor lauter „Hätt ich nicht — wär ich nicht!“ schon mal die Pulsader geritzt haben. Netze Zucht! Na, von mir aus können Pranger und Prügelstrafe ruhig wieder eingeführt werden! Aber weißt du denn auch, daß dieser infame Lummel von Geiger die Gegend immer noch unsicher macht?“

Nein, das wußte die Generalin allerdings nicht, doch

um so besser begriff sie nun, warum Mie, die anscheinend auch im Bilde war, so gar keine Lust zeigte, sich unten blicken zu lassen. Endlich würde der abgeschüttelte Bürsche ja merken, wie der Hase lief, und seine Zeit nicht länger unnütz verplempern. Wohl hätte sie den Gedanken erwogen, die Tochter für den Rest des Studiums in eine entfernte Privatschule zu schicken, wo sie weder durch Blide, Fragen noch sonstige Nachstellungen an das Vergangene erinnert wurde. In diesem Punkt war ihr der Alte jedoch energisch entgegengetreten.

„Wenn es ihr Ernst ist damit, reinen Tisch zu machen, hat sie bei uns entschieden den besten Halt. Auf diese Weise werden auch die Lästermäuler am besten zum Schweigen gebracht. Sie hat ein schlechtes Beispiel gegeben — da soll sie nun in Gottesnamen das Gegenteil tun!“

Mit Hängen und Würgen war er dahinter gekommen, daß man den Gefahren der neuen Zeit durch Mißachtung nicht entgehen konnte. Alles Verweisen war umsonst. Das junge Volk glaubte nicht mehr an den alten Gott. Mitunter sagte er sich selbst, die Schuld könne nicht nur an jenem liegen. Die allgewaltige Diesseitsstimmung, das übermütige Gepräge der Sinnlichkeit, kurz, diese wilde Raserei der Materie war ja keine plötzlich gereifte Tagesfrucht. Vielleicht trugen diese Erscheinungen sogar sehr verwandte Züge mit jenen unbändigen Machtgelüsten, die seine eigene Generation „auszeichnete“. Indes — das war denn doch ein gar zu weites Feld, das der alte Soldat nicht mehr klar überblickte. Und da auch ihm das Hemd näher lag als der Rock, dachte er jetzt vor allem daran, wie der wachsenden Entfremdung zwischen jung und alt in diesem besonderen Falle zu steuern sei. Für Machtworte war die

Patriarchenluft zu dünn geworden, der kindliche Gehorsam hing nur noch an einem schwachen Faden der angestammten Autorität. Und war es denn nicht erstaunlich, wie furchtlos Tag für Tag Hunderte von Halbwüchsigen dem Schutz, der Geborgenheit des Elternhauses entliefen? Wenn siebzehnjährige Töchter, die gleich Kleinodien gehegt und gepflegt wurden, plötzlich erklärten: „Ich will nicht bewahrt sein, sondern mir den Wind tüchtig um die Nase wehen lassen!“ so war im Grunde dagegen verflucht wenig auszurichten. Der Herr auf Windegg senkte somit die Fahne der Tradition auf Halbmaß. Er hatte schon zu viel verloren, um auch noch seines Kindes verlustig zu gehen.

Mie sollte denn auch nicht länger als Sündenbock behandelt werden. Am Morgen nach der schlaflosen Nacht, als sie sich vom Frühstück erhob — die Botschaft an den Geiger war schon abgeschickt —, sagte der General zum größten Erstaunen von Frau und Tochter ordentlich aufgeräumt, dabei aber verlegen wie ein schüchterner Brautwerber: „Es ist heute früh was für dich eingetroffen, Späß. Wir können es, wenn ihr wollt, gleich miteinander in Augen-schein nehmen.“

Die Rummerblasse schrak heftig zusammen und starrte den vor innerer Bewegung Stammelnden betroffen, ungläubig an.

„Für mich, Papa? Was kann denn das sein?“

Der Alte lächelte nur vielsagend. Sein sonst so griesgrämiges Gesicht leuchtete eine Weile fast verklärt auf. Dann ging er den beiden andern mit verjüngtem tänzerischem Schritt voran zur Stallung hinüber. Die Überraschung war so gut vorbereitet und gelang so vollkommen, daß, als er die Stalltüre aufmachte, beide Frauen zugleich einen lauten Freudenschrei ausstießen. Da stand neben den zwei alten Wagenpferden, die schon lange das Gnadenbrot aßen und selten mehr angespannt wurden, ein glänzend brauner, feurig blickender Jücker mit entzündend weißen Fesseln und herrlich geschwungenem Schwanenhals. Jung, sprungbereit, zitternd vor Lust, über Gräben und Seden zu setzen. O wie herrlich anzuschauen!

„Das solltest du zwar erst nächste Ostern als Belohnung für ein gut bestandenes Examen bekommen. Aber wir wollen auch so das beste hoffen. Und zum Reiten ist nun mal der Herbst die schönste Zeit!“ erklärte der Spender, indem er dem heftig an der Halfter zerrenden Tier beruhigend die Lende klopfte. Er tat das aber in erster Linie, um seine eigene Erregung zu verbergen.

Mie, die schon im Vorjahre Reitunterricht auf dem Gut eines Onkels erhalten und sich seither sehr nach einem eigenen Pferd gesehnt hatte, stand überwältigt vor dem — wie sie sagen mußte — völlig unzeitgemäßen Geschenk. Die Erschütterung war denn auch so herzerreißend, daß sie, bei der Mutter Schutz suchend, dieser unter Weinen und Lachen um den Hals fiel.

„Ach Gott, Mama, das habe ich doch gar nicht verdient!“

Die Generalin wies das aufgelöste Kind stumm an die richtige Adresse. Aber Mie hatte nur noch die Kraft, des Vaters Hand zu ergreifen, sie eine Sekunde heftig zu küssen — dann lief sie den selber gänzlich fassungslosen

Eltern unaufhaltam davon, ohne das Pferd, das der Vater ihr eben in allen Gangarten vorführen wollte, näher betrachtet zu haben.

„Gut gemeint, Aribert! Du hättest aber ruhig noch ein paar Wochen warten sollen“, sagte Frau von Beust, die das Gleichnis von den feurigen Kohlen auf den Lippen hatte, jedoch nicht herausbrachte.

Der Alte verstand sie trotzdem und geriet in einen komischen Zorn. Er konnte ja nicht wohl eingestehen, daß ihm sein blindwütiges Verhalten nach dem Regattaball keine Ruhe gelassen und zu dieser Sühne bewogen hatte. „Wie man's macht, ist's verkehrt. Der Teufel kenne sich aus bei euch Weibsbildern.“

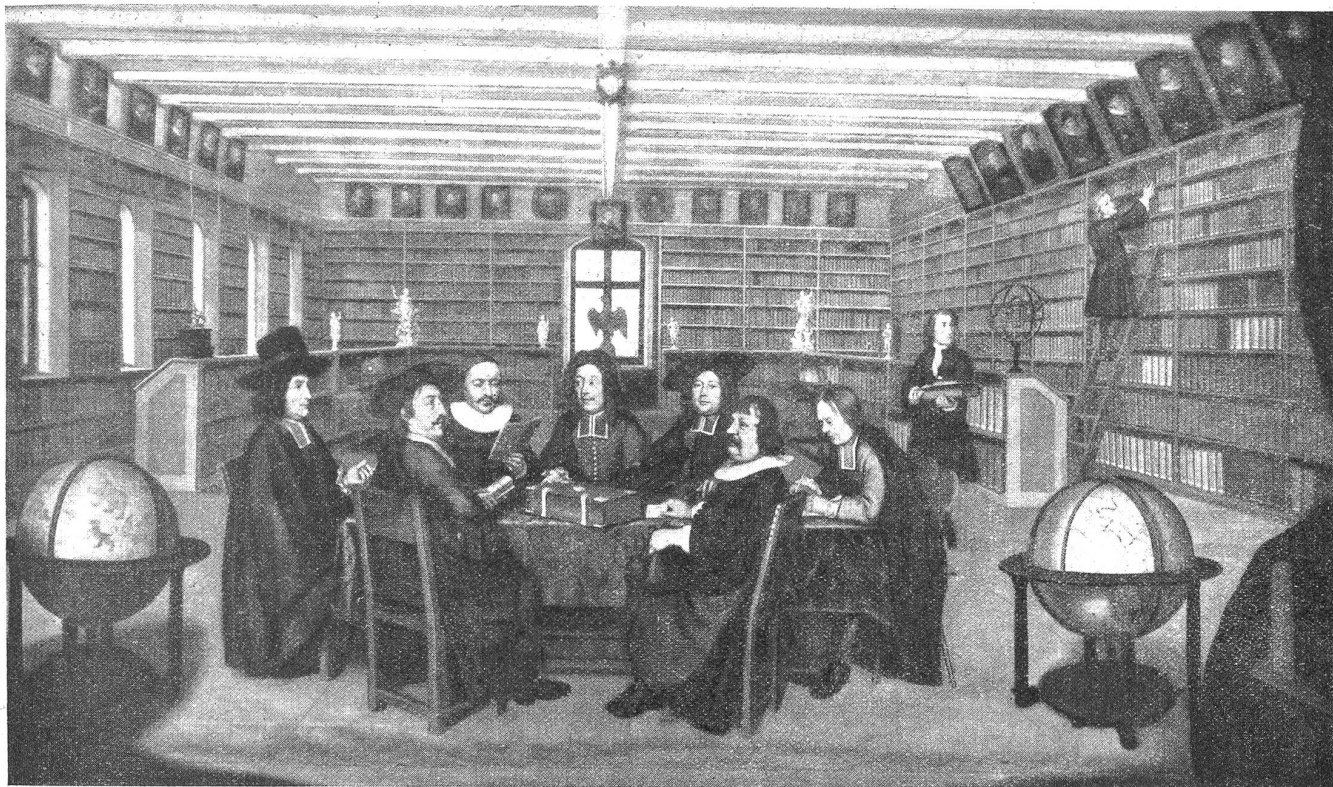
Es war indes gar nicht schwer, ihn zu beschwichtigen. Gott behüte, er brauchte deshalb nicht in Harnisch zu geraten! Die närrische Trine würde sicherlich nicht lange auf sich warten lassen. Wie war er denn nur zu dem raffigen Tier gekommen? Was, achtzehnhundert bare Mark? Er war wohl nicht ganz bei Trost? Dafür konnte man heutzutage ja das schönste Auto kriegen. Hatte er denn auch schon an Sattelzeug und Reitkleid gedacht?

Es gab eine Menge zu tisteln und zu beraten. Doch alles, worüber die beiden Alten stritten, war eitel Mascherade, denn im Grunde feiern sie das köstliche Fest der Heimkehr ihres verlorenen Kindes. Keines dachte mehr: „Warum mußte gerade uns solch Unglück treffen!“ Dieses Gefühl war langsam aber sicher in seiner Gegenwart ins Gegenteil umgeschlagen: „Uns ist große Gnade widerfahren!“ Als verhaltene Naturen rührten sie selbstverständlich nicht an das innerste Heiligtum. Allein, indem die Generalin mit kühler Sachlichkeit feststellte: „Das Kleid könnte man am besten von Benedikt kommen lassen!“ und der Alte von eleganten Reitstiefeln sprach, die er bei Herwig gesehen habe, stand dies an edlem Pathos wahrlich nicht hinter dem geschlachteten biblischen Kalbe zurück.

So ganz ungestreicht wollte Frau von Beust ihren ritterlichen Gemahl jedoch nicht abtreten lassen. Als sie so nebeneinander durch den besonnenen Park schritten, sagte sie mit der Innigkeit längst vergangener Zeiten: „Du solltest dich auch wieder mal aufrappeln, Aribert! Was willst du dir die paar Jahre, die uns bleiben, mit Grübeln und Grämen über unabänderliche Dinge so sehr vergällen lassen! Hast du nicht Lust, ein paar Tage zu deinem Bruder auf die Fasanenjagd zu fahren?“

„Auch eine Idee! Will es mir überlegen!“ erwiderte er vergnügt wie ein kleiner Junge vor der Schulreise und warf dabei einen Blick voll Stolz und Zuversicht über sein unbescholtenes Besitztum. Wie selig sonnten sie sich in dem trügerischen Glanz und Glück dieses Morgens — die beiden Alten auf Schloß Windegg.

Am frühen Nachmittag — die Mutter hielt Siesta, in Vaters Arbeitszimmer klapperte die Schreibmaschine — verließ Mie Haus und Garten unbemerkt durch das Hinterpförtchen. Sie wandte sich jedoch nicht der Stadt, sondern der Dreitannenhöhe zu, wohin sie, um vor Spionen sicher zu sein, den Geiger bestellt hatte. Ein beschwerlicher, atemberaubender Weg! Sie war nicht mehr so sehr getrieben von jener wilden Entschlossenheit, die am Vorabend nach



Von der Stadt- und Hochschulbibliothek Bern. Sitzung der Commission im alten Bibliotheksaal 1694. Oelgemälde von Johann Dünz. (Aufsatz S. 362.)

Empfang des Briefes über sie kam und ihr sogar den Tod als Retter in der Not erscheinen ließ. Alles schien ihr wieder in einen undurchdringlichen Nebel gehüllt. Dazu empfand sie jene herzlähmende Müdigkeit, die den Menschen ergreift, wenn er plötzlich aus der gewohnten Bahn herausgerissen wird und eine seine Kräfte übersteigende Entscheidung treffen soll. Keine Spur von Mut belebte die Brust, nur ein andauernd nagender Schmerz, ähnlich dem Klappen eines losen Ladens im Winde, eine quälende Bereitschaft, bei der ersten Berührung mit den feindlichen Mächten laut aufzuheulen.

Diesen Zustand hatte die große Ueberraschung am Morgen hervorgerufen. Seit ihrer Rückkehr war Wie dem Vater auf Schritt und Tritt, mit Wort und Blick ausgewichen. Daß er sie damals so gräßlich beschimpfte und die Hand gegen sie ballte, konnte sie ihrem verzücktesten, verzweifeltsten Anbeter nicht verzeihen. Um so mehr erschütterte sie jetzt seine edelmütige Huldigung, die doch im Grunde nichts anderes als ein reuiger Kniefall war. Der so sehr verbitterte Greis hatte die schwerste Enttäuschung seines Lebens überwunden, den beleidigten Vaterstolz niedergekämpft, seine Göttin wieder auf ihren Thron erhoben. Ohne sich die Absicht offen einzugestehen, fühlte Wie, daß sie ernstlich Gefahr lief, dieses Heiligtum völlig zu verlieren und zu zerstören. „O Himmel, nur das nicht!“ flehte die wirre Seele. Diese Regung gewann an Bildkraft, als sie von der erreichten Höhe auf Haus Windegg zurückschaute. Wie auferfrischend, herzerhebend lag die weiße Wiese ihres Lebens im dichten welligen Grün der zahllosen Baumkronen, angeflammt von der goldblaren Herbstsonne, wunderbar abgespiegelt im tiefen Seebau — der edelste Schmutz dieser

einzig schönen Landschaft. War der Gedanke, diese Heimstätte zu verlassen, eine so festumfriedete Geborgenheit preiszugeben, um irgendwo ein unstetes, drangvolles Leben hinter düstern muffigen Mauern zu führen, nicht heller Wahnsinn?

Unvergängliche Erinnerungen stiegen auf, heitere Bilder ihrer zart behüteten Kindheit, Träume von Glück, die so ganz anders waren als ihre Erlebnisse der letzten Wochen und Monate. Sie verwünschte sich selbst, weil sie diesen gesegneten Daseinskreis mutwillig überschritten hatte, sie rang verzweifelt die Hände nach der verlorenen Unschuld, dem Paradies ihrer goldenen Mädchenjahre. Großer Gott, gab es denn für sie überhaupt noch eine Umkehr? Konnte sie dort unten ruhig weiterleben und gedeihen, wenn der Geliebte fern war, sich grausam nach ihr verzehrte und wenn möglich elend zugrunde ging?

Ihr Bewußtsein trübte sich. Begierden erwachten. Sie lehnte plötzlich nach seinem Kusse, spürte mit aller Gewalt den Drang, sich in seine Arme zu werfen und zu sprechen: „Da hast du mich wieder. Mach mit mir, was du gerne willst!“ Dann wieder blieb sie mitten auf dem Wege zaudernd stehen und sann, ob es nicht doch besser sei, ihn erst gar nicht zu sehen, sondern heimzulaufen, sich einzuschließen und das weitere den Göttern zu überlassen. Keine Stunde hätte sie den grausigen Zufall ertragen können — sie fürchtete den Verstand zu verlieren. (Fortsetzung folgt.)

Wird Größern gleiches Leid mit uns beschied,
Dünkt unser Leid uns kaum der Rede wert.
Wer einsam leidet, denkt an andrer Glück —
Und leidet doppelt — gar zu oft zurück;
Doch leichter fällt dem Geist der Widerstand,
Wenn Gram Genossen, Schmerz Gesellschaft fand.

Shakespeare.